



Interview mit Fernando Sorrentino (Argentinien)

Text: Marion Kaufmann

Subtile Verschmelzung von Wirklichkeit und Phantasie

Fernando Sorrentino, 1942 in Buenos Aires, geboren, ist Schriftsteller und Universitätsprofessor für Literatur. Seine Erzählungen charakterisieren sich durch die subtile, fast geheimnisvolle Art und Weise der Verwebung von Wirklichkeit und Phantasie. Im Allgemeinen geht er von einer „normalen“ und „alltäglichen“ Situation aus, die sich allmählich dramatisiert und sich in etwas Außergewöhnliches, Verwirrendes verwandelt, aber immer mit einem überraschenden Sinn für Humor gewürzt.

Auf Deutsch erschien 2001 **Von Skorpionen und anderen Alltagsgefahren** (Übers. Vera Gerling, Hainholz Verlag), ein Band mit vierzehn Erzählungen. Die Kurzgeschichte „Die Eigenheiten der Artischocken“ (Übers. Marion Kaufmann) wurde in zwei deutschen Literaturzeitschriften veröffentlicht.

Ihre Geschichten zeugen von einem deutlichen Einfluss durch Kafka, und Sie selbst sagen, dass Sie ihn sehr bewundern. Warum sind Sie von ihm so fasziniert?

Weil für mich Kafka die absolute Glaubwürdigkeit auf die höchste Perfektion gebracht hat, und das ist meines Erachtens das Wesen der Erzählung. Dank dieser fast magischen Kunstfertigkeit kann ich, als Leser, mühelos all diese seltsamen Geschehnisse akzeptieren, die bei Kafka vorkommen. Von einem mittelmäßigen Autor beschrieben, würde daraus ein Unsinn entstehen, bei ihm ist es geradezu genial.

Nicht nur, dass ich diese Kunstfertigkeit bewundere, mich fasziniert auch Kafkas Umwelt: die Verschiebungen, die Hindernisse, die Komplikationen. Man könnte es einen traumhaften Realismus nennen.

Übrigens möchte ich dazu noch bemerken, dass alle Verfasser, die ich als meine Freunde betrachte, mir auf „irrationale“ Art gefallen. Es ist unmöglich, Kafka, Borges, Marco Denevi, oder manche Passagen bei Dickens, als „rational“ darzustellen. Bei ihnen habe ich das Gefühl, das zu lesen was ich gerne selbst geschrieben hätte.

Würden Sie sich als einen „kafkaesken“ Autor beschreiben, oder als einen Verfasser von phantastischer Literatur?

Ich sehe mich als den Erfinder von unglaublichen Geschichten, in denen, im Allgemeinen, Phantasie und Humor aufeinandertreffen. Ich weiß genau, dass ich niemals Geschichten mit einem „flachen“ Realismus schreiben würde. Ich bin nicht

gegen den Realismus - übrigens eine Schreibweise, die ebenso konventionell ist wie alle anderen auch - , ich bin gegen einen Realismus ohne Zwischenfälle.

Wie bauen Sie ihre Geschichten auf? Die beginnen ja stets mit einem ganz gewöhnlichen Tatbestand - ein junger Mann, der sich verlobt, jemand, der eine Artischockenpflanze geschenkt bekommt - aus dem aber dann eine irrealer, phantastische Situation entsteht.

Ja, so ist es. Ich versuche, etwas ganz Alltägliches zu beschreiben, damit der Leser es mühelos akzeptieren kann. Dann, ganz allmählich verändert sich die Wirklichkeit und so wird die Erzählung, die ganz „normal“ begonnen hat, unglaublich oder phantastisch. Aber wie so etwas anfängt, kann ich nicht erklären. Vielleicht kann man sagen, dass ich eine Art intuitive Strategie entwickle, mit der ich die Gegenstände von ihrer gewohnten Art zu sein entfremde. Das heißt, wenn die Nachbarin dem Erzähler statt der friedlichen Artischocke eine finster aussehende Pflanze geschenkt hätte, mit Blättern und schwarzen Blüten, dann wäre die Erzählung nicht gelungen. Deshalb habe ich auch bei „Moreau“ einen Tintenfisch gewählt und keinen Tiger oder Gorilla. Und in „Da ist ein Mann, der die Gewohnheit hat, mir mit einem Schirm auf den Kopf zu schlagen“ habe ich einen bescheidenen Regenschirm vorgezogen, statt eines harten Spazierstockes oder eines Krummsäbels. Aber, wie ich schon sagte, das sind mehr intuitive als rationale Überlegungen.

Sie waren jahrelang Literaturdozent. Was haben Ihnen diese Jahre gegeben?

Das Gefühl, dass ich den Studenten die literarische Schönheit von bewundernswerten Schriftstellern vermitteln konnte – zum Beispiel die spanischen Dichter aus dem 16. und 17. Jahrhundert: Garcilaso de la Vega, Fray Luis de León, San Juan de la Cruz, Luis de Góngora, Francisco de Quevedo, Calderón de la Barca – das war für mich sehr wertvoll. Und, auf persönlichem Niveau, die Genugtuung, dass man mich als Lehrer geschätzt hat.

An Ihrem Stil fällt die Sorgfalt auf. Sind Sie ein Fanatiker der Korrekturen, der Klarheit, der Verwendung von ausgefallenen Wörtern? Und was halten Sie von der Art und Weise wie heute die jungen Autoren schreiben?

Mir mißfällt die chaotische Syntax, die falsche Morphologie, die ungenaue Semantik. Deshalb arbeite ich immer mit der größten Sorgfalt. Ich stehe dem Leser höflich gegenüber: Ich schreibe in einem möglichst „klassischem“ Stil und verwende gerne Wörter, die exakt sind, aber nicht allgemein benutzt werden. Ich mag konkrete Bezeichnungen und vermeide Abstraktionen. Als Leser stören mich syntaktische Fehler, deshalb versuche ich, die Syntax korrekt zu gestalten. Und was das Schreiben der jungen Autoren betrifft, da kann man nicht verallgemeinern, denn da findet man alles. Aber man braucht gar nicht unter den jungen zu suchen, auch in der „offiziellen“ Literatur Argentiniens gibt es zahlreiche „große“ Schriftsteller, die wie Kinder in der Grundschule schreiben.

Es ist bekannt, dass Sie auch gerne recherchieren und vergleichen...

Die einzige Art, zwischen gut und schlecht zu unterscheiden, ist mittels des Vergleiches. Das gilt bei dem Kauf eines Hemdes, wie bei der Beurteilung eines

Buches. Aber bei der Literatur gibt es noch andere Aspekte, die mich interessieren: die Kritik, die Philologie, die Linguistik, sogar die Grammatik. Wenn ich Zeitung lese -die mich nicht interessiert-, schaue ich nur kurz auf die Überschriften. Aber wenn es um Literatur geht, lese ich langsam und aufmerksam. Und da finde ich, ohne zu suchen, Merkwürdiges, Widersprüchliches, fehlerhafte Übersetzungen oder falsche Ausdeutungen in Essays, Artikel berühmter Kritiker, die nicht verstehen was sie lesen. Ich sammle diese „Entgleisungen“ mit Humor, und habe sie in fast hundert kurzen Essays analysiert, die ich mit viel Freude geschrieben habe.

*Vor kurzem sind zwei Ihrer Interviewbände neu verlegt worden: **Sieben Gespräche mit Jorge Luis Borges**, der 1966 zum ersten Mal erschien, und **Sieben Gespräche mit Adolfo Bioy Casares** (1974). Wie kam der damals noch sehr junge Sorrentino zu diesen Gesprächen?*

Ich habe schon früher oftmals gesagt, dass ich Borges sehr bewundert habe, und dass der kleine Verlag, bei dem mein erstes Buch erschien, mich zu diesen Interviews animiert hat. Aber eigentlich waren es meine persönliche Neugier und die Möglichkeit, dem Schriftsteller Fragen über sein Werk zu stellen. Fragen, die vor allem mich selbst interessierten. Borges war ein freundlicher, entgegenkommender Mann; trotzdem er damals schon berühmt war, war es leicht, an ihn heranzukommen. So habe ich ihn an sieben Nachmittagen in der Nationalbibliothek, wo er damals arbeitete, aufgesucht und die Gespräche auf Tonband aufgenommen. Jahre später, 1988, habe ich dieselbe Arbeit mit Adolfo Bioy Casares gemacht. Er war nett und intelligent, aber er hat mich nicht sonderlich beeindruckt. In meinen Augen war er ein guter Erzähler – Borges hingegen schien mir ein Genie!